

Nr. 219. Bromberg, den 13. November 1926.

Der Pojaz.

Eine Geschichte aus dem Osten.

Von **Karl Emil Franzos.**

(3. Fortsetzung.

Drittes Kapitel.

Dies waren die Eltern des „Pojaz" gewesen, und auch seine Pflegemutter war kein gewöhnliches Weib. Jenes erste Haus von Barnow war das Mauthaus, wo die Pächterin des Straßenzolls wohnte, die Rosel Kurländer, eine junge, starke, aber überaus häßliche Frau, der ein hartes Geschick gefallen war.

Ein sehr hartes, das gaben die Leute von Barnow zu, aber ein warmes Mitgefühl für sie empfand niemand. Im Gegenteil, sie fanden dies Geschick gerecht; so ging es eben, wenn man sich gegen Sitte und Ordnung versündigte.

Die Sitte gebot, daß die Braut den Bräutigam bei der Verlobung kennen lerne, nicht früher; ihr den Freier zu wählen, war das Recht der Eltern; ihr eigener Wille hatte dabei nicht mitzusprechen. Schon daß man das Mädchen vorher befrage, galt es unschicklich und kam in Familien, die etwas auf sich hielten, nicht vor; eine Weigerung vollends war unerhört.

Die Rosel war nun seit Menschengedenken die erste und einzige, die ihren Eltern von vornherein erklärte, sie heirate nur jenen Mann, den sie sich selbst erwähle. Und dann diesen Frevel durchsetzte.

Es gelang ihr, weil sie das einzige Kind ihrer Eltern war, weil ihr Wesen von je herb und entschieden gewesen, vor allem aber, weil die Mutter den Wunsch des Mädchens nicht so unvernünftig fand. Die Rosel war ja fast ebenso reich wie häßlich; das Mutterherz fühlte nach, wie sich ihr Kind dagegen sträubte, bloß um des Geldes willen genommen zu werden. Aber auch sie war tief erschreckt, als ihr das Mädchen sagte: „Froim der Schreiber hat mir gesagt, daß er mich will, und ich nehm' ihn!" denn der Froim Kurländer war ein hübscher, starker, lustiger, aber sehr armer Bursche, der sich durch das Abschreiben von Thorarollen notdürftig ernährte, und dies umso schwerer, als er sein bißchen Verdienst immer rasch unter die Leute brachte. „Eben darum nehm' ich ihn", meinte die Rosel. „Er verachtet das Geld. Wenn er mich will, so ist's um meinetwillen."

Da irrte sie. Froim ließ sich nur eben durch die reiche Mitgift über das Unglück trösten, die häßlichste Frau im Kreise zu haben.

Es ward eine jämmerliche Ehe. Der Mann war ein Säufer und Spieler und kam nur dazu manchmal heim, um neues Geld zu holen oder sein Weib zu prügeln, wenn sie ihm keines gab. Vergeblich rieten der Rosel die Verwandten, sich von dem wüsten Menschen scheiden zu lassen. Die düstere Frau schüttelte den Kopf; ihr geschehe nur, was sie verdient habe, und sie wolle die Suppe, welche sie sich selbst eingebrockt, bis auf den letzten Löffel schlucken. Das erfüllte sie denn auch ganz und gar. Erst nachdem sie dem Trunkenbold nichts mehr zu geben hatte, prügelte sie ihn einmal so unmenschlich durch, und schwor mit so entsetzlichen Eiden, ihn zu morden, wenn er sich je wieder blicken lasse, daß der Lump verschwand, als hätte ihn die Erde verschlungen.

Nun pachtete die Rosel den Schranken und begann in dem einsamen Hause ein neues, mühseliges Leben. Sie hielt keine Dienerin, keinen Knecht und verrichtete selbst den harten Dienst, rastlos, Tag und Nacht, mit einziger Ausnahme des Sabbats, und auch das nur, weil das Gesetz es gebot. Und wenn die Leute sie vor den Gefahren solcher Einsamkeit warnten, erwiderte sie kurz: jedes Kind im Kreise kenne ihre Geschichte und wisse, daß sie jetzt bettelarm sei, und vor sonstigen Anfechtungen wahre sie ihr Gesicht hinlänglich. Übrigens ward jeder dieser Rater in einer Art empfangen, daß er nicht wiederkam. So galt sie bald den einen als verrückt, den anderen als menschenfeindlich und ward von allen gemieden. Aber wie edel und klar sie war, bewies sie an der unglücklichen Witwe des Mendele. Sie pflegte sie bis zur letzten Stunde wie eine Schwester, und zog dann das Knäblein durch künstliche Ernährung mit unsäglicher Mühe auf.

Das Schicksal des „Pojaz" ist dadurch bestimmt worden, daß er dieser Eltern Sohn gewesen und von dieser Frau auferzogen worden ist; er selbst hat im Grunde wenig dazu getan, wie denn überhaupt das Wort, daß jeder seines eigenen Glückes Schmied sei, wohl die größte Lüge ist, welche so durch all die Zeiten von Mund zu Mund geht.

Übrigens erfuhr er seine Herkunft erst spät, er hielt sich für der Rosel Sohn, und die Leute taten ihr den Willen, ihn nicht aufzuklären; sie hatte so flehentlich darum gebeten, daß selbst der Roheste nicht entgegenhandeln wollte. Auch hielt ihn die Frau wie ihr eigenes Fleisch und Blut; alle Liebeskraft des einsamen, verbitterten Herzens hatte sie dem Knaben zugewendet. Wer an der Maut vorüberfuhr und das schön geputzte Kind neben dem ärmlichen Weibe auf dem Steinbänkchen sitzen sah, mußte glauben, daß da eine Magd das Söhnchen ihrer Herrin bewache.

Den Leuten von Barnow begegnete die Rosel so herb wie sonst, aber dem Knaben fast töricht weich. Vielleicht auch deshalb, weil er trotz aller Pflege schwächlich blieb; ein mageres, hastiges Bübchen mit dunklen, unruhigen Augen, das fortwährend umherschoß und fragte und sich zu tun schaffte. Zutraulich lief es den Vorüberziehenden zu, begleitete sie lange Strecken Weges und hatte auch bald unter den Fuhrknechten, welche da regelmäßig vorbeikamen, eine große Anzahl Freunde, von denen es eifrig lernte, was sie eben lehren konnten: mit den Pferden umzugehen und allerlei russische und polnische Lieder und Sprüche, gerade nicht immer des saubersten Inhalts.

Es war eigen, wie rasch sich das Bürschchen mit den rohen Gesellen vertraut zu machen wußte. Und doch ermunterten sie es anfangs wahrlich nicht oder hielten sich gar den „jungen Judenhund" mit der Peitsche vom Leibe. Aber er gewann sie durch seine hastige, possierliche Art, und dann, weil er ihre Sprache so fertig und ohne Akzent erlernte, wie sie es aus jüdischem Munde kaum gehört, noch glaublich gehalten hatten. Besonders ein schweigsamer, ältlicher, ruthenischer Knecht, namens Fedko Hayduck, der wöchentlich zweimal mit dem Gemüsewagen der Dominikaner aus dem Meierhofe vorüberkam, ward ganz bezaubert vom „Senderko", freute sich auf die Maut, wie sehr er sie sonst auch verwünschte, weil dann der Bube eine halbe Stunde mit ihm fuhr, und meinte immer: „Der Teufel mag alle Heiligen holen, wenn das ein Judenblut ist. Den haben die Juden einmal zu Ostern auf einen Braten gestohlen, aber es war ihnen zu wenig Fleisch und Blut daran! Denn wann hat man gehört, daß ein Jud' so sprechen kann oder gar singen! Eher glaub' ich wahrhaftig noch die Geschichte vom fleißigen Edelmann!"

Minder erbaut waren die Leute im Städtchen von diesem Treiben, doch ließen sie der seltsamen Erziehung ihren Lauf. Auch holte sich niemand gern ohne Grund die wuchtigen Höflichkeiten ab, die Frau Rosel für jeden Besucher bereit hielt. Aber als der Knabe endlich neunjährig geworden, ohne auch nur einen Buchstaben zu kennen, trieb die Leute ihr frommes Gewissen, sich ins Mittel zu legen. Denn Unterricht und Gottesdienst sind ja bei diesem Volke eins und Unwissenheit eine Todsünde; wer nicht lesen kann, ist auf Erden ein Verruchter, im Jenseits ein Verdammter.

So ordneten sie eine Gesandtschaft ins Mauthaus ab, welche wohl bitter empfangen wurde, aber doch ihren Zweck erreichte. Sie werde, erklärte die Frau, ihr liebes Kind keinem „Cheder" (Judenschule) anvertrauen, aber einen „Knaben-Bocher", einen Hofmeister, wolle sie gern bezahlen. Nur die Schwächlichkeit des Knaben habe sie bisher abgehalten, dies selbst zu veranlassen. Doch müsse sie bitten, ihr einen sanften und geduldigen Menschen zu schicken.

Der Beisatz war fast überflüssig, denn ungeduldige „Knaben-Bachorim" gibt es nicht, wenigstens nicht im podolischen Ghetto. Das sind Leute anderen Schlages, als die „Jeschiwa-Bachorim", die Hörer an den Rabbinerschulen. Es ist ein Gegensatz wie etwa zwischen dem dürftigen Schulmeister und dem übermütigen, selbstbewußten Sohn der „Alma mater". Es kommt ja auch vor, daß aus einem flotten Studenten, der nicht ans Ziel gelangt, ein zahmer Hofmeister oder gar ein gedrückter Volksschullehrer wird, aber dann ändert er eben sein Wesen. Die Knaben-Bachorim sind arme, scheue, demütige Menschen, die sich im Schweiße des Angesichts ihr kümmerliches Brot verdienen und alle Launen der Zöglinge und ihrer Eltern mit so unbewegtem Gesichte hinnehmen, als wäre das im Gegenteil gerade die Butter auf dies harte Brot.

Da aber mit der Frau da draußen nicht zu spaßen war, s' schickte man ihr ein wahres Lamm. Es war dies der Bocher Naphtali, der wohl mit seinem Familiennamen Ritterstolz hieß, aber ein halbverhungertes Männchen von kleiner, dürftiger Gestalt war, mit einem Gesicht wie aus schlechtem Fließpapier geschnitten.

Der Unterricht begann und anfangs ging alles gut, der Knabe saß still und ließ sich in die Geheimnisse des Alphabets einführen, weil ihn die Neuheit der Sache interessierte und weil sich das bärtige Männchen im Erklären so komisch hin und her wiegte, wie ein Perpendikel, und jedes Wort schön durch die Nase sang. Nur wenn der Fedko vorbeikam, lief Sender davon. Aber bald lief er auch davon, wenn ein anderer Wagen vorbeikam, und schließlich ohne jede Veranlassung.

Auch Mosche Rindsbraten, Schlome Rosenthal, Chaim Fragezeichen, Selig Diamant und wie sonst die Pädagogen von Barnow hießen, hatten kein besseres Ergebnis zu verzeichnen. Da sich jeder von ihnen sonderbar hin und her bewegte und durch die Nase sang und jeder in anderer Art, so hielt der Knabe in den ersten Stunden immer still, aber da keiner gelernt hatte, Variationen in seinen Vortrag oder Vorsang anzubringen, so war das Ende immer dasselbe.

Die Frau nahm sich das nicht zu Herzen. „Das Kind hat ja Zeit", meinte sie. Und so hatte das blasse, hastige, vorwitzige Büblein wieder selige Tage, fast ein Jahr lang.

Aber sie sollten ein jähes Ende nehmen, auf immer. Zwei Ereignisse führten dies herbei, ein Spaziergang und eine Kunstproduktion.

Da fuhr nämlich einmal Sender auf dem Gemüsewagen des Fedko davon und kam nicht wieder; erst am dritten Tage brachte ihn ein Barnower Dorfgeher der angstgequälten Pflegemutter zurück. Er habe nach Lemberg gewollt, erklärte Sender unbefangen, weil man ihm erzählt habe, daß dies die schönste und größte Stadt der Welt sei. Und als ihn die Frau fragte, ob er denn nicht Heimweh oder Bangen verspürt habe, schüttelte der Zehnjährige den Kopf; er kannte die Empfindung offenbar gar nicht.

Das machte die Mutter denn doch nachdenklich. Aber noch fand sie nicht den Schlüssel für die sonderbare Natur des Kindes.

Erst ein Fremder sollte es ihr mit dürren Worten sagen, der alte, reiche Moses Freudenthal, als er einmal während eines jähen Regens Schutz in ihrem Häuschen suchte.

Der Greis fragte den Knaben, warum er nicht lernen wolle, und erhielt darauf die keckste und possierlichste Antwort. Da setzte sich das Bürschlein an den Tisch und kopierte jeden seiner Erzieher so schrecklich getreu mit allen Arten und Unarten, daß der alte Mann vor ungemeinem Staunen gar nicht aus dem Lachen kam. Es war kein bloßes Nachäffen, wie man es von ungezogenen Kindern häufig genug sieht, sondern dem Manne war's, als sähe er da wirklich bald den Chaim Fragezeichen, bald den Naphtali Ritterstolz, bald den Schlome Rosenthal leibhaftig vor sich sitzen. Und als nun der Knabe, durch die Mutter aufgemuntert, auch seine Freunde, die Fuhrknechte vorzuführen begann, alle mit fa[illegible] unheimlicher Naturtreue in Stimme und Ausdruck, da blieb der alte Mann wohl eine Stunde über den Regen sitzen und sagte der Frau, als er schied: „Es ist ein ‚Pojaz', wie ich noch keinen gesehen habe. Er hat's von seinem Vater, aber er trifft's schon jetzt besser als der ‚Kowner'! Denkt an mich: in drei Jahren läuft er davon und läßt nie wieder von sich hören. Eines ‚Schnorrers' Sohn ist er und ein ‚Schnorrer' wird er werden!"

Die Frau erschrak tödlich; wie Schuppen fiel es ihr von den Augen, nun konnte sie sich auch diesen seltsamen Wandertrieb erklären. Eine quälende Angst erfüllte ihr Herz; nicht dazu hatte sie das fremde Kind mit so unsäglicher Mühe aufgezogen, daß es, kaum flügge geworden, sie allein lasse und fortziehe ins fremde Elend hinein! Und dann — was hatte sie der sterbenden Mutter gelobt?! „Seid ruhig, Miriam, und sagt es auch Eurem armen Mann, wenn Ihr ihn drüben wiederseht: aus Eurem Sender wird kein ‚Schnorrer', solang die Rosel die Augen offen hat. So wahr mir Gott barmherzig sein möge in meiner letzten Stunde — ich will ihn davor hüten!" Die Miriam hatte ihr nur noch mit einem Blick danken können, aber der sprach: „Ich glaube dir — du bist auch die Frau, die ihren Schwur halten kann!" Und sie hatte ja auch dem Knaben aus dem doppelten Grund, ihn an sich zu fesseln und ihn vor jedem Gedanken an jenes unselige Leben zu bewahren, seine Herkunft so ängstlich verschwiegen, hatte es durchgesetzt, daß der Rabbi es jedem eingeschärft: „Der Sender ist der Rosel Sohn — wer es ihm anders sagt, begeht eine Sünde!"

Und nun?!

Aber neben dem Schmerz bäumte sich auch ein wilder Groll in ihr auf. Sie zürnte dem Knaben für das, was wahrlich nicht seine Schuld war: sein Blut und seine Erziehung. Denn wie sehr die Freiheit, die sie ihm in ihrer Zärtlichkeit gegönnt hatte, den angeborenen Trieb habe mehren müssen, sah sie nicht ein; sie hatte nur die Empfindung, daß er diese Zärtlichkeit mißbraucht habe.

Frau Rosel verbrachte eine schlaflose Nacht. Am nächsten Morgen raffte sie die Habseligkeiten des Knaben zusammen und ging mit ihm ins Städtchen. Sie wolle ihren Sohn in ein „Cheder" tun, erklärte sie, und wünsche, daß man ihr einen recht strengen „Rebbe" bezeichne.

Auch diesmal war der Beisatz fast überflüssig, denn der Leiter eines „Cheders" ist niemals sanft, wenigstens nicht im podolischen Ghetto. Wenn ein „Knaben-Bocher" sich zum „Rebbe" aufschwingt, zum Besitzer einer eigenen Lehrstube, in welcher er zwanzig, dreißig und mehr Kinder gleichzeitig unterrichtet, so wird er auch innerlich ein anderer Mensch oder kehrt sein Inneres ungescheut hervor, da er ja nun keine ängstlichen Rücksichten mehr zu nehmen braucht. Gewöhnlich wird aus dem sanftesten „Bocher" der grausamste „Rebbe", der nun auch unerbittlich alle jene Hiebe austeilt, welche er durch manches Jahr seinen Herren Zöglingen nur in der Phantasie widmen durfte. Auch sitzen ja da meist die Kinder ärmerer Leute, welche kaum ein Lehrgeld von zwei Kreuzern täglich bezahlen. So ist der „Rebbe" vor Beschwerden ziemlich sicher; ein armer Mann ist froh, wenn er sein Kind in der Schule weiß, und übrigens bewahrt ja sein eigenes Hinterteil lebhafte Erinnerungen aus der Jugendzeit — warum sollte es die junge Generation besser haben?!

Totgeschlagen ist im „Cheder" noch niemand worden, trösten sich die Leute, und das mag wahr sein, sofern man einen schlichten, klaren, durch den Galgen zu bestrafenden Mord meint. Aber langsam ist da sicherlich manches junge Leben erdrosselt worden: durch die abscheulichen Mißhandlungen roher Fanatiker. Es ist sicherlich ein schöner und kluger Grundzug des jüdischen Volkstums, das Lernen zur religiösen Pflicht, die Gelehrsamkeit zum Verdienst vor Gott, den Adel der Gelehrsamkeit zum einzigen im Judentum gültigen Adel zu machen, und es wäre nur wünschenswert, daß die altgläubige Judenschaft dies auch von anderem Wissen gelten ließe, nicht bloß vom Hebräisch-Lesen und dem Pentateuch, dem Talmud und der Kaballa. Aber dieser schöne und kluge Grundzug hat zur abscheulichen Einrichtung der „Cheder" (zu deutsch „Stuben") geführt, einem Schandfleck des orthodoxen Judentums, an welchem die Edlen und Einsichtigen dieses Glaubens eifrig aber vergebens herumscheuern. Denn sie bringen den Schandfleck trotz aller Mühe nicht weg, vielleicht, weil ihnen nur das Öl vernünftiger Überredung zu Gebote steht und nicht das zuweilen sehr heilsame Vitriol der Gewalt. So wuchern diese Marterhöhlen für Körper und Geist noch immer fort . . .

Auch in Barnow gab und gibt es deren viele, und das Weib aus dem Mauthause hatte stattliche Auswahl. Sie entschied sich für die Anstalt des Reb Elias Wohlgeruch, weil man ihr sagte, daß dieser Mann es verstehe, auch den wildesten Trotz zu brechen.

(Fortsetzung folgt.)

Mozart und Haydn.

Haydn ließ einst in Gesellschaft an Mozart die übermütige Aufforderung ergehen, doch einmal etwas zu komponieren, was er, Haydn, nicht vom Blatt spielen könne. Mozart ging sofort darauf ein, setzte sich an ein Nebentischchen und warf hastig eine Anzahl Noten auf ein Blatt Papier. „So“, sagte er dann, „hier haben Sie etwas, was Sie nicht vom Blatt spielen können.“ „Sie aber vielleicht auch nicht, wie?“ meinte Haydn mit komischem Mißtrauen. „Doch“, entgegnete Mozart lächelnd, „es wäre traurig, wenn ich nicht imstande sein sollte, meine eigenen Kompositionen auf dem Klavier wiederzugeben.“

Haydn setzte sich nun beruhigt ans Instrument und begann auch sofort die Komposition zu spielen, die zu seinem Erstaunen kinderleicht gesetzt war. Plötzlich brach er mitten im Spiel ab und rief aus: „Aber Mozart, wie zum Kuckuck können Sie verlangen, daß ich das spiele? Meine beiden Hände sind nach den beiden Enden der Klaviatur ausgestreckt und da soll ich zu gleicher Zeit in der Mitte eine Taste berühren! Das ist ja unmöglich für einen Menschen, der nur zwei Hände hat.“ Damit sprang er empor und ließ sich, etwas verärgert über den „schlechten Scherz“ in einen Sessel fallen. — Mozart sagte kein Wort, nur ein schelmisches Lächeln glitt über seine Züge, dann nahm er vor dem Piano Platz und spielte rasch und flüchtig die Komposition durch bis zu der Stelle, deren Ausführung Haydn als unmöglich bezeichnet hatte. Hier angelangt, beugte er sich, während seine rechte Hand im Diskant und die linke im Baß spielte, plötzlich mit dem Kopfe auf die Klaviatur nieder und schlug die in Frage kommende Taste mit der Nase an.

Ein schallendes Gelächter lohnte diesen musikalischen Ulk. Haydns Verstimmung war im Nu verflogen und schmunzelnd erklärte er sich als der Besiegte bereit, einige Flaschen Champagner zum Besten zu geben.

Das Zimmer 291.

Von Liesbet Dill.

In der Villa der verstorbenen Baronin Wendt waren die Vorhänge abgenommen, ein Möbelwagen hielt vor dem weißen Haus, in dem Gartenweg standen zusammengebundene Lederstühle, und auf der Diele, die, ihrer Gobelins beraubt, kahl und unwirklich aussah, spiegelten die eingelassenen großen Wandspiegel das Bild der Auflösung und Zerstörung wider, das sich nach dem Tod eines Menschen darbietet, wenn seine Erben das Haus räumen lassen. Die Möbel waren versteigert und wurden fortgebracht von Händlern, und in dem leeren Salon umstanden Gruppen das auf einem Marmortisch aufgehäufte Silbergeschirr und das Porzellan. Die Erbin, eine noch junge Frau, ging in ihrem Reisemantel eiligst hin und her, als die Kammerjungfer mit einer kleinen Handtasche ankam. Es war eine altmodische Reisetasche, mit Perlen bestickt . . .

„Da ist der Schmuck, Frau Baronin.“

„Sind die Perlen auch gut verpackt, Anna?“

„Ich habe sie zwischen die seidenen Strümpfe gewickelt“, sagte die alte Frau leise.

„Gut . . . behalten Sie die Tasche, bis Sie in den Wagen steigen, und lassen Sie sie auf der Fahrt nie aus den Augen. Und wenn Sie in F. übernachten, geben Sie sie nur dem Hotelier selbst, nicht etwa dem Nachtportier“, wurde ihr eingeschärft.

„Frau Baronin können sich auf mich verlassen“, sagte die alte Frau, die schon über zwanzig Jahre in dem Hause war. Und sie reiste mit ihrer schweren Handtasche ab. Es war ein Freitag, dazu noch der 13. . . . fiel ihr unterwegs ein, daran hatte sie vorher nicht gedacht. Es war eine schwere, kostbare Last, die sie bei sich trug und sie würde froh sein, wenn sie sie endlich zu Hause im Safe untergebracht hatte. Der Zug trug sie durch die rheinische Ebene, die unter den Regenstrichen grau und melancholisch aussah mit den abgeernteten Feldern und den nassen Weinbergen; der Rhein, über dessen eiserne Brücke jetzt der Zug donnert, gurgelt grau und wild um die Brückenpfeiler. Im Dunst verloren tauchten die Türme der Städte auf, auf den tropfenden Telegraphenstangen saßen zusammengekauerte Vögel, andere flogen in Scharen fort nach dem Süden. Es wurde Herbst.

Der Zug hielt nur selten. Die alte Frau hatte die Ledertasche auf dem Schoß und schaute in den rieselnden Regen. Als sie in F. ankam, war es schon Mitternacht. Sie musterte die Reihe der großen Hotels, die im Halbkreis hinter dem Bahnhof lagen, und ging dann aufs Geratewohl auf eines der großen, eleganten Häuser zu.

„Haben Sie noch ein Zimmer frei?“ fragte sie den Nachtportier.

Der Portier, der in seiner Loge saß, musterte die Frau und ihre Handtasche und rief den Kellner. Ein großer, bleicher, breitschultriger Riese erschien.

„Das Hotel ist besetzt bis unters Dach.“ Es waren ein Rennen und eine Ausstellung in der Stadt . . . „Wir haben nur noch ein einziges Zimmer. Aber es ist sehr abgelegen . . .“

„Das ist mir gleich für die Nacht“, sagte sie. Dann fragte sie nach dem Hotelier.

„Der ist nicht mehr auf“, sagte der Kellner.

Sie betrachtete bedenklich die Tasche. Was tun? Dem Portier wollte sie sie nicht übergeben. Ich werde sie mitnehmen und darauf schlafen, beschloß sie.

Sie folgte dem Kellner, der ihr mit einer Kerze die Treppen hinauf voranstieg.

„Unsere elektrische Leitung ist heute entzwei“, bemerkte er.

Sie war hungrig, aber der Speisesaal war schon geschlossen. Sie stiegen eine Treppe, dann noch eine, dann wieder eine hinauf.

„Haben Sie denn keinen Lift?“ sagte die alte Frau, der das Steigen schwer fiel.

„Der Lift ist schon geschlossen.“

Sie wanderten einen langen, dunklen Gang entlang, an numerierten Türen vorbei, vor denen Schuhe standen, Schuhe in Paaren, Schnürstiefel und kleine Lackschuhe. Dann ging's eine Stufe hinunter, durch einen engen Gang, der nur auf einer Seite Türen hatte. In der ersten sah sie eine Badewanne, auf der nächsten las sie „Toilette“, dann kam ein Raum, in dem sie ein Feldbett sah, gebrauchte Wäsche lag auf dem Teppich. Das letzte Zimmer trug die Nummer 291.

Der Kellner stieß die Tür auf und stellte die Kerze auf den Tisch.

„Kann ich noch etwas zu essen haben?“

„Gewiß, nur nichts Warmes mehr.“

Die Restauration war schon geschlossen. Sie bestellte eine kalte Platte. Der Kellner ging, und sie sah sich in dem Zimmer um. Es war das übliche Hotelzimmer, eng, dumpf, mit verbrauchten Plüschmöbeln ausgestattet, mit einem Fenster, das nach einem tiefen, dunklen Hofe ging. Eine schwere dicke Luft stand in dem Raum, sie öffnete das Fenster, schloß es aber sofort wieder, denn der Regen schlug herein.

Der Kellner brachte auf dem Tablett ein kaltes Abendessen, und sie nahm an dem Tisch Platz. Er wollte ihr die Tasche abnehmen, aber mit einer erschreckten Gebärde griff sie danach.

„Nein, lassen Sie.“

„Da ist wohl etwas Kostbares drin?“ meinte der Mann und sah sie an. Er hatte ein merkwürdiges Gesicht, wie ein weißer Neger, wulstige Lippen und krauses Haar, und sehr breite, hünenhafte Schultern, wie ein Athlet. So einen Kellner habe ich in meinem Leben noch nicht gesehen, dachte sie unwillkürlich. Sie behielt die Tasche auf dem Schoß und begann zu essen.

Nach einer Weile merkte sie, daß der Kellner noch immer an der Tür stand.

„Ich brauche nichts mehr“, sagte sie. „Ich stelle das Tablett vor die Tür.“

Er entfernte sich zögernd, die Tür glitt sacht ins Schloß, aber sie hörte nicht, daß er sich entfernte. Es war ihr, als ob er draußen stehen blieb.

Plötzlich überkam sie die Angst. Dieser Mann war ihr unheimlich, das entlegene Zimmer, die Handtasche, sein Griff, mit der er nach der Tasche gepackt, als wollte er sie ihr entreißen. Sie lauschte, aber draußen regte sich nichts. Sie legte die Gabel hin. Der stand draußen vor ihrer Tür, sie war fest davon überzeugt. Sie stand auf und ging leise nach der Tür, um sie zuzuschließen, aber . . . der Schlüssel fehlte. Wahrscheinlich steckt er draußen, dachte sie ängstlich, und sie beugte sich vor das Schlüsselloch, aber mit einem unterdrückten Schrei fuhr sie zurück. Durch dieses große Schlüsselloch hatte sie in ein Auge gesehen. Mit klopfendem Herzen stand sie da. Kein Schlüssel an der Türe? Ein Riegel war wohl da, aber er war unbeweglich, sie drückte vergeblich daran. Er ging nicht zu. Dieses Zimmer sah überhaupt aus, als ob es nie benutzt würde, und der Riegel war mit weißer Ölfarbe überstrichen und festgeleimt. Was tun? Der Mann da draußen — wahrscheinlich wartete er darauf, daß sie sich hinlegte und einschlief. Der Schmuck fiel ihr ein, die Abgeschnittenheit von den anderen, die leeren Zimmer nebenan, dieses letzte einsame Zimmer am Ende des langen Ganges, dieser Seitenflügel, der dunkle Hof. In Todesangst begannen ihr die Glieder zu zittern. Was tun?

Ich schelle, ich alarmiere das Haus, dachte sie und ging entschlossen nach der Tür, ihre Hand tastete an der Wand entlang. Aber die Schelle gab keinen Ton von sich. Totenbleich an die Wand gelehnt, blieb sie einige Sekunden stehen und überlegte, die Tasche in der Hand, als sie ein Geräusch hinter der Tür vernahm. Mit einem Stoß öffnete sich die Tür, und der Kellner betrat das Zimmer. Sie schrie auf,

aber ein Griff, sie fühlte sich an der Gurgel gepackt, rang mit dem Ersticken, brach in die Knie Jemand schob ihr etwas Festes in den Mund, verband ihr die Augen, sie fühlte ihre Sinne schwinden . . . Es war so blitzschnell geschehen, daß sie sich später nur sehr unklar erinnerte, wie der Mann ausgesehen hatte. Sie sagte immer nur: „Wie ein weißer Neger“.

Sie wurde am nächsten Morgen gefunden von einem Zimmermädchen, das Wäsche aus dem Nebenzimmer holte, und ein Stöhnen in dem Zimmer 291 hörte. Sie rief das Personal zusammen. Der Kellner war mit der Handtasche entflohen. In Antwerpen bekamen sie ihn endlich wieder. Er hatte die Perlen verkauft, mit dem anderen Schmuck wollte er seine Reise nach Amerika antreten. Er wurde auf dem Schiffe verhaftet. Er hatte diese Stellung erst seit drei Tagen angenommen, er war gar kein Kellner von Beruf, sondern der Kopf einer Hoteldiebesbande, die in D-Zügen und Hotelzimmern Raubüberfälle ausübte und der es auf ein Menschenleben nicht ankam.

Die Kammerfrau hat sich nicht mehr von ihrem Schrecken erholt. Sie ist nach einem Nervenanfall aus dem Spital entlassen worden und ein wackliges, greisenhaftes, altes Frauchen geworden. Sie hat das Gedächtnis verloren und sitzt in ihrem kleinen Turmzimmer und strickt Strümpfe. Und wenn die Kinder sie bitten, ihnen etwas zu erzählen, weiß sie nur eine Geschichte, in der ein Freitag und die Unglückszahl dreizehn drin vorkommen und ein weißer Neger. Es war das einzige Abenteuer ihres Lebens, diese Nacht in dem Zimmer 291.

Die Beneideten.

Drei Skizzen von **Karl Lütge.**

Der Fritz von der ersten Bank war der Sohn eines Autodroschkenführers. Wenn e sder Fritz mal verschlafen hatte, dann kurbelte der Vater einfach sein Auto an, drückte ordentlich auf und brachte den Fritz noch rechtzeitig in die Sadt hinein zur Schule. — So dachten und redeten die Schulkameraden des Fritz, wenn er mit des Vaters Auto in letzter Minute angesaust kam. Und der Fritz war eine Persönlichkeit! Er wurde beneidet. Er war der, um den sich alles drehte. Weil er ab und zu mit dem Auto vor der Schule vorfuhr!

Aber davon wußten die Schulkameraden des Fritz nicht, daß er frühmorgens, wenn sie alle noch lange schliefen, schon heimlich die Zeitungen austrug und sich so das Schulgeld verdiente. Und daß er nun dann einmal, wenn der Vater zur selben Zeit in die Stadt fuhr, wie er zur Schule mußte, mitgenommen wurde. — Sonst mußte er laufen, wie alle anderen. Viel mehr mußte er sonst sogar laufen als die anderen!

*

Lange Jahre hindurch schleppten die Müllerschen Eheleute die Sehnsucht nach der See mit sich herum. Erst ging es der Kinder wegen nicht, daß sie vom Harz hinauf an die See reisten. Dann kamen schlimme Zeiten. Und so fort. Immer kam etwas dazwischen. Aber dann ging es eines Tages doch, und die Müllers fuhren an die See. Nach Cuxhaven hin. Und staunten das Meer an. Und beneideten die Leute an der See, die Tag für Tag das brausende Lied vernehmen, die Seeleute, die mit der Pfeife im Munde abends vor der Tür lehnten, die Alten, die Netze flickten und die kräftigen Jungen und Mädchen. Ja, und sie wären für ihr Leben gern länger als die armseligen acht Tage an der See geblieben.

Im Harz, daheim, aber saßen Leute von der See und wollten immer im aHrz sitzen und die frische Höhenluft in unendlich beglückendem Abendfriedn genießen — so, wie die nach ihrer Ansicht glücklich zu preisenden Bewohner des Harzes.

*

Dr. Stoffenkofen galt as der tüchtigste Arzt im weiten Umkreise. Selbst von den beachbarten Städten kam man zu ihm, um ihm besonders schwierige Fälle anzuvertrauen. Hochgeehrt und angeseehn war infolgedeessn allenthalben Dr. Stoffenkofen, und nur eines verwunderte die Leute, daß er nitch heiratete. Und als es endlich doch geschah, beniedete man weit in der Runde die junge Frau, die einen so berühmten und angesehenen Mann bekommen hatte und beneidete noch mehr als früher den Arzt, der sich die reichste und klügste Frau der ganzen Gegend erwählt hatte. Die Eheleute aber galten als Mustermenschen in jeder Beziehung, und des Rühmens war neben dem heimlichen Neid kein Ende.

Und doch versah Dr. Stoffenkofen seinen Beruf im Herzen mit Unlust, träumte seine freie Ze it von der Welt und ihren lockenden Sehenswürdigkeiten und Schönheiten, die ihm das Gebot eines harten Vaters verschlossen hatte. Und Frau Marie langweilte sich, wenn ihr Mann beruflich tätig war und langewilte sich auch, wenn er von seinen Plänen und Ideen sprach. So lernten sie sich bald meiden und bald sogar hassen. Einer kam ohne den anderen aus und wäre froh gewesen, der leidigen Fessel ledig zu sein. Und waren doch beneidet, weil sie die Welt geschickt zu täuschen verstanden.



Bunte Chronik



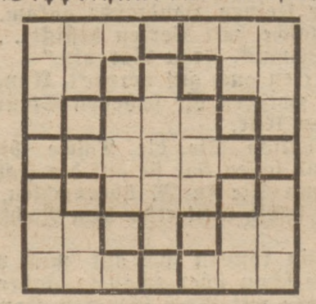
* **Athleten und Diamantengräber.** Was hat der Athlet mit den Diamantengräbern zu tun? Man höre! Der südafrikanische Athletik-Verband hat gegenwärtig eine eigenartige Frage in Behandlung. Man hat die Entdeckung gemacht, daß verschiedene Personen, die auf den Diamantenfeldern in der Nähe von Lichtenberg in Transvaal Claims abgesteckt haben, bekannte Athleten waren . Es befanden sich darunter sogar welche, die Südafrika bei den Olympischen Spielen vertreten hatten. — Bei der Verteilung der Diamantfelder geht man in Südafrika wie folgt vor: Liebhaber, die ihr Glück in den Diamanten zu finden hoffen, stellen zunächst den Antrag auf Ausstellung einer Ermächtigung. Alles, was eine solche Ermächtigung besitzt, wird an einem bestimmten Tage zusammengebracht. In einem gewissen Abstand vom Diamantenfeld, wo die Claims abgesteckt werden können, werden die Kandidaten in einer langen Linie, wie beim Start eines Wettlaufes, aufgestellt. Dann fällt der Startschuß, und nun entspinnt sich ein spannender Kampf. Jeder Diamantengräber versucht, zuerst auf dem Felde anzulangen, um die ihm am vorteilhaftesten dünkenden Abschnitte in Besitz zu nehmen. — Nun hat sich herausgestellt, daß es verschiedenen Athleten infolge ihrer sportlichen Fähigkeiten gelungen ist, kostbare Abschnitte der Felder in Besitz zu nehmen, lediglich in der Absicht, sie dem Meistbietenden mit Gewinn sofort wieder zu verkaufen. Man hat sogar entdeckt, daß sich eine Art Syndikat gebildet hatte, das die besten Athleten in Dienst nahm, um mit ihrer Hilfe sich der besten Abschnitte auf den Feldern zu bemächtigen. Gegenwärtig ist die Bergbaubehörde damit beschäftigt, diese mehr oder weniger betrügerischen Machenschaften zu untersuchen. — Dem europäischen Verbande erscheint eine Verlosung der einzelnen Abschnitte der einfachste und gerechteste Ausweg.



Rätsel-Ecke



Doppelquadrat-Rätsel.



Die Wörter: Lavater, Lausitz, Ostende, Papagei, Charade, Fanfare, Chester sind in anderer Ordnung in die 7 Querzeilen obenstehenden Quadrates einzutragen. Bei richtiger Anordnung nennen alsdann die Buchstaben eines zweiten auf der Spitze stehenden Quadrates (mit dem vierten Buchstaben der ersten Querzeile begonnen und von rechts nach links herum gelesen) eine Nacht, die im Volksaberglauben eine große Rolle spielt.

*

Auflösung des Rätsels aus Nr. 213.

Füll-Rätsel:

Rogate, Flamme, Kiemen, Renate, Esra, Netz, Ibis, Erna, Klasse, Butter, Oreade, Bingen.

= Gaensebraten. — Am Martinstag.

Verantwortlich für die Schriftleitung **M. Hepke** in Bromberg.
Druck und Verlag von **A. Dittmann G. m. b. H.** in Bromberg.